

Blanca Busquets

Die Woll-Lust
der Maria Dolors

Roman

Aus dem Katalanischen von
Ursula Bachhausen

Deutscher Taschenbuch Verlag

*Für alle Frauen von einst und heute,
die keine Unschuldslämmer waren.
Und ganz besonders für meine Mutter.
Und für meine Großmutter Julia.*





Die Idee

»Los, komm schon rein. Es ist niemand zu Hause.«

Unterdrücktes Lachen.

»Meine Alten arbeiten. Nur meine Oma ist da, und die kriegt ohnehin nichts mehr mit. Komm endlich.«

Die Wohnungstür fällt geräuschvoll ins Schloss. Schritte auf dem Parkett, die Dielen quietschen, so wie immer. Und dann wieder eine Tür, die auf- und zugeht. Sandras Zimmertür, zweifellos.

Ach, die Kleine. Seufzend blickt die alte Frau auf ihre runzeligen Hände, doch augenblicklich erhellt sich ihr Gesicht wieder: Bald werden sie nicht mehr untätig im Schoß ruhen, sondern wieder mit den Nadeln klappern, so wie früher. Auf jeden Fall soll es eine Überraschung werden. Und Leonor muss ihr dabei helfen. Dolors muss sich nur etwas einfallen lassen, wie sie ihre Tochter bitten kann, ihr die Wolle zu besorgen, schöne, kuschelige Wolle, in modischen Farben.

Die Idee ist ihr erst vor ein paar Tagen gekommen. Seitdem kribbelt es ihr in den Fingern, und sie überlegt unablässig, nach was für einem Muster sie ihrer Enkelin den Pullover stricken soll. Soll sie ihn mit Rippen machen? ... Oder mit Zöpfen? ... Patent? ... Oder gar mit einem dieser schwierigen Norwegermuster? ... Hm, und die Bünd-

chen ... und der Ausschnitt ... Und wenn sie ihr einen Rollkragenpullover ...?

Wann immer sie Sandra seither zu Gesicht bekommen hat, hat sie sie unauffällig gemustert. Dabei hat sie festgestellt, dass die Hemdchen, die das Kind untendrunter trägt – wie nennt man die heutzutage noch gleich? Erst heute beim Frühstück hat Leonor das Wort doch noch erwähnt ... ach ja, Tops –, ausnahmslos über dem Bauchnabel enden; es ist wohl gerade modern, den Nabel zur Schau zu stellen. Und die Schultern gleich mit.

Jetzt im Winter ist es dafür eigentlich viel zu kalt. Aber ein junges Mädchen muss natürlich jede Mode mitmachen, so unsinnig sie auch sein mag. Leonor lässt auch keine Gelegenheit aus, Sandra deswegen auszuschimpfen. Sie erreicht damit aber nur das Gegenteil. Je mehr sie schilt, desto weniger zieht die Kleine an. Sandra ist sechzehn, und Sechzehnjährige sind nun mal störrisch und uneinsichtig, das war schon in Dolors' Jugend so.

Unglaublich, dass Leonor das nicht kapiert. Etwas schwer von Begriff war Dolors' jüngste Tochter ja von jeher, doch in letzter Zeit wird es immer schlimmer mit ihr. Für vieles ist sie neuerdings blind und taub. Und obendrein sieht sie ständig so abgespannt aus ...

Gern würde Dolors sie darauf ansprechen und ihr sagen, gönn dir doch mal ein bisschen Ruhe, Kind, und nimm die Dinge etwas leichter, nur: Sie kann ja nicht mehr reden. So muss sie hilflos zusehen, wie Leonor langsam dahinwelkt. Dabei ist sie noch gar nicht so alt. Herr im Himmel, gerade mal fünfzig!

Heutzutage ist man mit fünfzig doch noch jung! Ja, als Dolors in dem Alter war, da kam man nicht umhin, sich

alt zu fühlen, richtig alt. Zu jener Zeit sahen die Jüngeren einen an, als gehörte man schon zum alten Eisen und nicht mehr zu denen, die dafür sorgen, dass die Welt sich weiterdreht; mit fünfzig kam man sich so vor, als hätten sie einen auf einen Balkon verbannt, von wo aus man nur noch zuschauen durfte und am Lauf der Dinge nichts mehr ändern konnte. Mein Gott, wie weh dieser überhebliche Blick der nachfolgenden Generationen doch getan hatte ...

Wenn Dolors ihre Tochter heute mit dieser düsteren Miene herumlaufen sieht, würde sie sie zu gern damit trösten, dass auch sie eines Tages darüber lachen wird, dass sie sich durch spitze Bemerkungen hat verletzen lassen, die die anderen nicht ernst gemeint, sondern nur aus Scherz, zum reinen Zeitvertreib ausgeteilt haben, vir... virtuell, wie man das heutzutage nennt.

Virtuell, ja genau. Das Wort hat sie erst vor kurzem gelernt. Oma, virtuell heißt, dass etwas nicht existiert, nicht echt ist, es sieht nur so aus, als ob, hatte Martí ihr erklärt. Ihr Enkel will sie nämlich in die »virtuelle Realität« einführen. Wenn Oma sich schon nicht mehr unterhalten kann, ist der Computer für sie sicher eine willkommene Abwechslung, hatte er vor ein paar Tagen zu seiner Mutter gesagt, als diese Großmutter und Enkel vor seiner Maschine überraschte. Lass sie in Ruhe, hatte Leonor leise geantwortet und dabei den Kopf geschüttelt, siehst du nicht, dass das für sie ein Buch mit sieben Siegeln ist? Aber Oma ist doch nicht blöd! Ihr Kopf funktioniert noch einwandfrei, sie kapiert das bestimmt. In ihrer Ecke langweilt sie sich sonst noch zu Tode, hatte Martí seine Großmutter verteidigt. Von ihrem Sessel ins Bett und vom Bett in den Sessel: Mein Gott, Mama, was ist denn das für ein Leben! Lass sie in Ruhe,

hatte ihre Tochter nur starrsinnig wiederholt, Oma ist vollkommen zufrieden damit, dass sie nicht allein, sondern im Kreise ihrer Lieben ist, mehr braucht sie nicht, um glücklich zu sein. Nein, das glaub ich nicht, hatte Martí Leonor energisch widersprochen, Oma ist eine blitzgescheite Frau, die will nicht einfach nur dasitzen und Däumchen drehen.

Dolors muss schmunzeln, wenn sie an die Diskussion zurückdenkt. Er ist unheimlich nett, ihr Martí, und er behandelt sie auch nicht so wie all die anderen, so als wäre sie nicht mehr ganz bei Trost. Für ihn ist sie ein Mensch wie jeder andere auch, Punktum.

Martí hat es sich jedenfalls in den Kopf gesetzt, seiner fünfundachtzigjährigen Großmutter beizubringen, wie man mit einem Computer umgeht. Und das mit einer Engelsgeduld, wie sie nur wenige junge Leute haben. Komm, Oma, komm mit ins Arbeitszimmer, das macht dir sicher Spaß, sagt er, sobald seine Mutter weg ist und er ein bisschen Zeit hat, um ihr wieder etwas von seinen Zauberkünsten zu erklären. Dolors hüpfte jedes Mal das Herz vor Freude, wenn er ihr dann aus dem Sessel im Wohnzimmer aufhilft, sie liebevoll am Arm nimmt und in Jofres kleines Arbeitszimmer führt, wo diese Apparatur steht, die einen Bildschirm hat wie ein Fernseher, nur kleiner, auf dem man aber trotzdem alles wunderbar erkennen kann, und das sogar in Farbe. Und Tasten hat sie auch, wie eine Schreibmaschine, sie machen aber kein Geräusch, und kaum drückt man eine, geschieht direkt vor einem ein Wunder.

Ganz am Anfang hatte Martí ihr gleich eines gezeigt, von dessen Anblick sie ganz überwältigt war. Das ist die Maus, Oma, hatte er erklärt und auf ein kleines graues Gerät gedeutet, sie heißt so, weil sie wie eine Maus wirkt,

findest du nicht auch? Das Kabel ist der Schwanz. Und jetzt schau mal, was passiert, wenn du hier draufdrückst.

Und da war auf der Mattscheibe auf einmal wie aus dem Nichts ein Kätzchen aufgetaucht, ein so niedliches Tierchen, dass Dolors vor Rührung fast die Tränen kamen. Das Kätzchen spazierte von einer Seite zur anderen, stolzierte mit hoch erhobenem Schwanz herum, tat hin und wieder einen eleganten Sprung oder machte einen Buckel, und manchmal setzte es sich auch hin und leckte sich hingebungsvoll die Pfoten.

Ganz hingerissen hatte Dolors ihm zugesehen, bis Martí erklärte, sie sollten sich lieber mit etwas Ernsthaftem befassen. Er nahm die Maus, und plötzlich waren nur noch Zahlen und Buchstaben zu sehen gewesen. Wo ist die Katze hin?, wollte sie ihren Enkel aufgeregt fragen, aber natürlich gehorchte ihr ihre Zunge nicht, sodass sie nur ein paar kehlige Laute herausbrachte. In ihrer Not riss sie Martí deshalb die Maus aus der Hand und hämmerte verzweifelt auf die Tasten. Doch es nützte nichts: Das Kätzchen blieb verschwunden, und stattdessen erschienen immer mehr Zahlen und Buchstaben.

Da hatte Martí seine Hand beruhigend auf ihre gelegt und sie zärtlich angesehen: Ich seh schon, Oma, du magst lieber mit dem Kätzchen spielen. Dabei bist du so eine kluge Frau, die zeitlebens so neugierig war und immer noch mehr lernen wollte. Aber vielleicht will man ja irgendwann einfach nur noch seine Ruhe haben ... Mit diesen Worten hatte er auf ein paar Tasten gedrückt und das Tierchen wieder herbeigezaubert. Das Kätzchen heißt übrigens Fèlix, hatte er noch gesagt und sie dann allein gelassen.

Während Fèlix auf dem Bildschirm auf und ab spaziert

war, war sie an jenem Tag zu der Erkenntnis gelangt, dass es tatsächlich übernatürliche Kräfte gab und das, was sie da sah, ein Wunder oder Zauberei sein musste! Und das passierte ausgerechnet ihr, die ein Leben lang eine Skeptikerin gewesen war und immer für alles eine vernünftige Erklärung gesucht hatte. Nicht zu fassen, dass sie jetzt, mit Mitte achtzig, keinerlei Erklärungen mehr brauchte, jetzt war Zauberei einfach Zauberei. Bloß dass man heutzutage dazu »virtuelle Realität« sagte; aber alles ist nun mal dem Wandel unterworfen, inklusive der Bezeichnungen dafür.

Nach einer Weile hatte Martí sie an jenem ersten Tag dann zurück ins Wohnzimmer zu ihrem Sessel geführt, und als sie wieder in ihrer Ecke saß, hatte sie ihn mit leuchtenden Augen angesehen. Denn das kann sie noch: Es ist ihre Art, danke zu sagen. Jetzt, da sie kein verständliches Wort mehr herausbringt, kann sie immerhin noch lächeln. Und sie weiß, dass Martí sich sehr darüber freut. Es macht mich froh, wenn du so lächelst, Oma, sagt er dann immer.

Aus dem Zimmer der Kleinen sind jetzt Geräusche zu hören. Anhaltendes Stöhnen. Was ist da bloß los? ... Oh ... oh ... Schlagartig geht Dolors ein Licht auf, und sie muss kichern. Großartig! Genau wie wir früher, nur macht man es heute eben, ohne vorher geheiratet zu haben ... Und natürlich hinter dem Rücken der Eltern: Sandra hat diesen Jungen – es ist ein Junge, sie hat vorhin eine männliche Stimme gehört – nämlich an einem Tag eingeladen, da weder Leonor noch Jofre zu Hause sind. Und auch Martí ist nicht da. Keiner ist da. Nur die Oma. Und die kriegt ja scheinbar nichts mehr mit.

Während Dolors sich mühsam erhebt, um in ihr Zimmer zu schlurfen, überlegt sie, was Sandra und ihr mysteriöser

Freund wohl gerade tun. Das Gleiche wie seinerzeit Antoni und sie? Eigentlich müsste sie ja jetzt bei ihrer Enkelin Maß nehmen für den Pullover, jetzt, da sie nackt ist, würde das am besten gehen. Als Dolors sich vorstellt, wie sie mit einem Zentimetermaß in der Hand in Sandras Zimmer platzt, muss sie wieder kichern. Natürlich wäre das nicht so schlimm wie damals, als man Antoni und sie in flagranti erappte ... War das peinlich, du lieber Himmel, wenn sie bloß daran denkt! Und was für ein furchtbares Theater es danach deswegen gab ...

Bei Sandra und ihrem Kerl geht es wohl gerade richtig zur Sache, Kinder, Kinder, was macht ihr dabei für einen Heidenlärm. Und das mit sechzehn. Als sie so alt war, da hatte sie vom Leben und den Männern noch nicht die leiseste Ahnung gehabt. Meine Herren, was waren sie und ihre Schulkameradinnen damals blauäugig gewesen. Was aber auch nicht weiter verwunderlich war. Nur schauen, nicht anfassen!, hatte die Nonne dem kleinen Haufen Schülerinnen – seinerzeit machten nicht allzu viele Mädchen Abitur – eingebläut, als sie einmal von den jungen Burschen sprachen, andernfalls sei es vorbei mit der Jungfräulichkeit. Keine hatte zu fragen gewagt, was es mit dieser Jungfräulichkeit denn eigentlich genau auf sich hatte, zumal ihre Klassenlehrerin schon die Augen schloss und erklärte, dass anfassen gefährlich sei, sehr gefährlich sogar, ja man könne dafür in die Hölle kommen, selbst wenn man es hinterher bitter bereue und beichten gehe; es gebe eben Sünden, die Gott einem nicht so einfach vergebe. Zudem seien Frauen für solche Fehltritte die wahren Expertinnen. So wie Eva, die mit dem Apfel.

Schon allerhand, so lange die Geschichte mit dem Apfel

geglaubt zu haben. Ein Mann ist wie ein Apfel, hatte die Nonne sie damals gewarnt, und ihr kennt ja die Geschichte mit dem Apfel, sobald man hineinbeißt, ist es mit dem Paradies für alle Zeiten vorbei. Und sogar die schönsten Äpfel haben Würmer, dicke, unförmige, grauenhaft aufgedunsene Würmer, das könnt ihr euch gar nicht vorstellen!

Während ihres ganzen Vortrags hatte die Nonne – eine potthässliche Person mit einer krummen Nase und einem Ordensschleier, der ihr bis tief in die Stirn reichte – die Augen geschlossen gehalten, und Dolors und ihre Klassenkameradinnen hatten einander angesehen und leise gekichert, waren sie doch in einem Alter, in dem man einfach über alles gickelte. Aber natürlich glaubten sie der Nonne die Geschichte mit dem Apfel aufs Wort, und jedes Mal, wenn Dolors danach einen Mann sah, stellte sie sich seinen Körper rot, glänzend und alles andere als verlockend vor, denn sie mochte keine Äpfel. Allerdings fragte sie sich auch immer, was das wohl für ein Wurm war, der in den Männern steckte, dieser unförmige Wurm, von dem die Nonne mit geschlossenen Augen gesprochen hatte.

Dolors gluckst nun vor Vergnügen. Sandra hat dieses Problem offenkundig nicht, sie weiß wohl längst, was es mit dem unförmigen Wurm auf sich hat, und findet ihn bestimmt nicht so grauenhaft, ihrem Stöhnen nach zu urteilen, das nicht so klingt, als hätte sie Angst oder würde sich davor eckeln, ganz im Gegenteil, anscheinend schmeckt ihr der rote Apfel sogar ausgezeichnet ...

Dolors lacht erneut leise auf, und während sie in ihrer Kommode nach der Strickzeitschrift kramt, die sie sich vor Monaten wegen der wunderschönen Muster gekauft hat, überlegt sie zum ersten Mal in ihrem Leben, wie die

Nonne das mit dem unförmigen Wurm eigentlich wissen konnte, schließlich hatte sie ein Keuschheitsgelübde abgelegt, und zu jener Zeit bekam man so etwas auch noch nicht in irgendwelchen Zeitschriften oder gar im Fernsehen zu sehen. Und außerdem war es damals den Nonnen strengstens verboten, einen Ellbogen und erst recht das, was darüber lag, zu betrachten. Jedes Mal, wenn Dolors in den Ferien nach Hause kam, musste das Dienstmädchen sie am ganzen Körper als Erstes ordentlich abschrubben, denn im Internat durfte man sich oberhalb des Ellbogens noch nicht einmal waschen! Ein Unterschied wie Tag und Nacht, außen weiß und innen kohlrabenschwarz: Was müssen wir alle gestunken haben, sagt sich Dolors jetzt, und wie sittsam und prüde wir waren.

Mittlerweile war man von einem Extrem ins andere gefallen. Was wohl passiert wäre, wenn sie sich als junges Mädchen so gekleidet hätte wie Sandra? Was hätte die Nonne mit dem Apfel und dem Wurm wohl dazu gesagt? Nicht auszudenken!

Maria Dolors!, hätte sie gebrüllt, denn im Internat hatte man sie natürlich immer mit ihrem kompletten Namen gerufen, den sie von klein auf hasste, aber erst viele Jahrzehnte später mit Teresas Unterstützung zu Dolors verkürzen konnte. Zur Direktorin! Auf der Stelle! Und dann hätten die Nonnen mit Sicherheit schnurstracks Dolors' Familie benachrichtigt und Dolors im Internat als abschreckendes Beispiel für ein gefallenes Mädchen hingestellt. Vielleicht wäre sie zur Strafe sogar in den Schlafsaal für die mittellosen Schülerinnen verbannt worden, die für ihren Unterhalt nähen mussten und den reicheren Oberschülerinnen das Essen servierten. Es hätte wirklich alles Mög-

liche geschehen können, wenn sie sich vor der Nonne mit dem Apfel – wie hatte sie bloß geheißsen ...? – in einem dieser knappen Tops präsentiert hätte, wie Sandra sie heute ungestraft trägt.

Neulich hatte sich die Kleine allerdings ein paar Tage lang gut eingemummelt und einen dicken, allerdings gekauften Pullover getragen, weil sie sich eine Bronchitis eingefangen hatte. Leonor war von dem vielen Schelten stockheiser geworden. Vor Dolors hatte sie Sandra zur Minna gemacht, sie hatte nicht einmal gemerkt, dass ihre alte Mutter mithörte. Aber es bemerkt ohnehin nie einer, dass die Großmutter im Raum ist, sie gehört quasi zum Inventar. Dolors seufzt, ihre Miene hellt sich aber sogleich wieder auf. Natürlich ist es traurig, dass einem keiner Beachtung schenkt, doch andererseits erfährt sie so einiges, das dem Rest der Familie verborgen bleibt. Es hat eben alles sein Gutes, ganz gleich, wie schlecht es einem sonst gehen mochte, und Dolors hat nun schon etliches mitbekommen, seit sie bei ihrer Tochter wohnt, und Dinge beobachtet, über die sie einen ganzen Roman schreiben könnte ...

An jenem Tag etwa, als Leonor Sandra heruntermachte, weil diese die Bronchitis bestimmt nur wegen der nabelfreien Tops bekommen hatte, da hätte sie ihrer Tochter liebend gern gesagt, sie solle es mit dem Gezeter gut sein lassen und sich lieber darum kümmern, dass Sandra sich besser ernährt. Das Kind isst nämlich wie ein Spatz. Doch was das betrifft, ist Leonor anscheinend wie mit Blindheit geschlagen. Da sie weder mittags noch abends zusammen essen und sich am Wochenende sogar noch seltener sehen, weil Sandra jede Gelegenheit nutzt, sich zu der einen oder anderen Freundin zu flüchten, fällt ihr nicht auf, dass San-

dras Hemdchen ihr bereits um den Körper schlottern und sie bald keinen Gürtel mehr findet, den sie noch enger schnallen kann, damit die Hosen nicht rutschen.

Von ihrem Sessel aus beobachtet Dolors des Öfteren, wie Sandra sich erst von der Seite und dann von vorn im Flurspiegel betrachtet und schließlich noch einen angewiderten Blick auf ihren Hintern wirft. Dabei hat sie gar keinen Hintern, sie besteht ja fast nur noch aus Haut und Knochen! Dolors seufzt. Wie sich die Dinge mit der Zeit doch ändern: Das mit der guten Figur hing offenbar davon ab, ob gerade fette oder magere Jahre herrschten. Zu Zeiten der Nonne, des Apfels und des Wurms sah eine Frau gut aus, wenn sie drall war und volle Wangen hatte. Sie war schön, weil sie viel essen konnte, während alle anderen hungern mussten. Heutzutage war es genau umgekehrt: Da sich jeder nun den Teller vollladen konnte, hatte man sich zurückzuhalten, wollte man dem gängigen Schönheitsideal entsprechen.

Abgespannt, wie sie ist, merkt Leonor jedenfalls nichts von Sandras Problemen. Und Jofre ... ach Gott, Jofre ist eben Jofre. Ein geborener Weltverbesserer, der gern große Reden schwingt, die keiner versteht. Im Grunde genommen ist er genauso, wie ein Philosoph zu sein hat, im Gegensatz zu der Lehrerin, die seinerzeit Dolors in dem Fach unterrichtete; die hatte nichts, aber auch rein gar nichts von einer Philosophin gehabt. Wahrscheinlich hatte sie Geisteswissenschaften studiert und sich dabei auf Literatur konzentriert.

Schlagt eure Bücher auf, mit diesen Worten kam sie in die Klasse, und dann mussten sie die ganze Stunde die Nase in die Bücher stecken und versuchen, allein durchs Lesen die Lehren von Platon, Aristoteles, Sokrates und

ein paar wenigen anderen zu verstehen, denn viele der späteren Philosophen wurden ihnen damals vorenthalten. Sie wurden einfach totgeschwiegen, so als wären ihre Namen mit einem Tabu belegt, als gäbe es im Strom der Zeit ein schwarzes Loch, das sie allesamt verschluckt hatte. Erst viele Jahre später sollte sie von ihrer Existenz und immensen Bedeutung für die Geistesgeschichte erfahren. Und dabei hatte sie in ihrer Schulzeit noch Glück gehabt: Immerhin hatten Dolors' Nonnen ihnen noch mehr beigebracht als die, die Leonor dreißig Jahre später unterrichteten. Kaum zu glauben, statt einen Schritt vor machte man damals zwei zurück. Von heute auf morgen war alles verboten und Sünde.

Während sie wieder zu ihrem Sessel zurückhumpelt, muss Dolors schmunzeln, da ihr nun wieder ihre eigenen Sünden einfallen. Sie hat in ihrem Leben viele begangen, alle möglichen, sogar ein paar richtig schwere, für eine Tochter aus gutem Hause eigentlich undenkbar waren dabei gewesen. Wenn Leonor das wüsste, würde sie ihre alte Mutter sicher für ein Monstrum halten und augenblicklich rauswerfen.

Aus dem Zimmer der Kleinen ist nur noch leises Getuschel zu hören. Dolors schlägt ihre Strickzeitschrift auf und beginnt zu blättern. Nach welchem Muster soll sie den Pullover bloß stricken? Oder soll sie eines abwandeln, so wie sie das früher auch manchmal getan hat? Ach, es gibt so viele schöne Modelle. Und erst die Farben ... Sanfte Naturtöne sind gerade wohl sehr beliebt, aber auch richtig leuchtende Farben, sodass sie sofort wieder diese unbändige Lust zu stricken verspürt.

Das wird eine Tischdecke, nicht wahr? Das machen wir aber wirklich schön, Omi, hatte die Frau gesagt, die ihre

Töchter ihr zweimal pro Woche zum Putzen geschickt hatten. Die Putze redete mit Dolors immer wie mit einem Kleinkind, sie hielt sie anscheinend für beschränkt. Und das bloß, weil sie nicht mehr so aufrecht laufen konnte wie sie selbst, eine Frau von rund sechzig Jahren. Deshalb hatte Dolors damals nur schroff erwidert: Das wird keine Tischdecke, sondern ein Schal für meinen Enkel; sehen Sie nicht, dass man den nicht auf einen Tisch legen kann?! Und außerdem möchte ich Sie bitten, mich nicht Omi, sondern Dolors zu nennen. In Ordnung, hatte die Frau daraufhin nur kleinlaut erwidert, und später hörte Dolors dann, wie sie am Telefon zu Leonor oder Teresa sagte, im Kopf ist sie noch überraschend klar, ihr braucht euch wirklich keine Sorgen um sie zu machen, eurer Mutter geht es gut, sehr gut sogar. Sehr gut, genau. Und ihren Haushalt hatte sie auch noch gut im Griff gehabt, bis ...

Warum ziehst du nicht zu uns, Mama? Wir haben eine so große Wohnung ... Ach, was war das lange her, dass Leonor ihr das zum ersten Mal vorgeschlagen hatte. Von Teresa konnte so etwas ja nicht kommen, sie lebt in Madrid: Weißt du, dort wird die Politik gemacht, Mama, sagt sie immer, wenn Dolors sie fragt, was sie da eigentlich verloren hat. Jedenfalls hätte sie nie zu Teresa ziehen können. Zu Leonor schon, doch da hatte sie sich standhaft geweigert. Ich mache mir aber Sorgen, Mama, hatte ihre Jüngste ebenso starrköpfig entgegnet, eines Tages passiert dir was, und wir bekommen es nicht einmal mit. Komm, überleg's dir, hatte sie wieder und wieder gedrängt, bis Dolors irgendwann der Geduldsfaden gerissen war und sie in einem unerklärlichen Anflug von Hochmut erklärt hatte: Jetzt ist es aber genug! Wenn ich schon sterben muss, dann hier in meiner

Wohnung, in der ich nun schon bald sechzig Jahre lebe. In meinem Alter mache ich, was *ich* will, und ich will nun mal hierbleiben, und damit basta! Natürlich war Leonor eingeschnappt gewesen, denn sie ist eine richtige Zimperliese. Keine Sorge, Mama, ich werde es dir nicht noch einmal vorschlagen, hatte sie mit Tränen in den Augen erwidert, das Thema ist für mich damit ein für alle Mal erledigt.

Und dann das! Dolors schluckt tapfer, es fällt ihr nicht leicht, daran zu denken, und sie muss sich immer wieder sagen, dass das Unglück, das ihr widerfuhr, am besten mit Humor zu meistern ist, von dem sie zum Glück ja reichlich hat. Von einem Tag auf den anderen war es mit der Eigenständigkeit vorbei gewesen, und niemand ließ sie mehr machen, was sie wollte.

Auf den Schreck, den Stillstand um sie herum, das Licht am Ende eines dunklen Tunnels, vor das sich dann ein schemenhaftes Gesicht schob, das immer deutlicher wurde, bis sie schließlich erkannte, dass ein Rettungssanitäter sie anlächelte, folgte die zutiefst bestürzende Erkenntnis, dass sie kein einziges Wort mehr herausbrachte. Danach überkam sie nur noch eine unendliche Traurigkeit, die sie unaufhörlich weinen ließ, mehrere Tage und Nächte lang, bis ihr irgendwann bewusst wurde, dass sie zumindest noch in der Lage war, ein paar Laute auszustoßen, und sich mit ihrem Schicksal abzufinden versuchte. Sie sind bestimmt ein bisschen durcheinander, stimmt's?, wurde sie gefragt, und man erklärte ihr, dass sie sich nicht wundern solle, der Schlaganfall habe ihre Erinnerungen ein wenig durcheinandergebracht – so als hätten diese fein säuberlich gestapelt in einer Kiste gelegen! –, weshalb es ihr nun schwerfalle, sie in die richtige Reihenfolge zu bringen. Nicht die von früher,

Ihr phänomenales Gedächtnis möchte ich gern haben!, hatte der Doktor zu ihr gesagt, doch mit Ihrem Kurzzeitgedächtnis werden Sie vielleicht Probleme haben. Aber keine Sorge, das wird schon wieder, Sie müssen nur viel Geduld haben; ich sage Ihnen das ganz offen, weil ich weiß, dass Sie eine intelligente Frau sind, die es hasst, wenn man um den heißen Brei herumredet. Sie haben mich verstanden, nicht wahr? Und Dolors hatte tapfer genickt. Sie war dem Arzt dankbar gewesen, dass er sie wie einen erwachsenen Menschen und nicht wie eine Schwachsinnige oder ein kleines Mädchen behandelt hatte. Nicht so wie Leonor. Oder wie Teresa, die mit dem Flugzeug herbeigeeilt war. Ich muss dem Tod gerade noch mal von der Schippe gesprungen sein, hatte Dolors damals im Krankenhaus gedacht, Teresa kommt mich sonst nie mitten in der Woche besuchen. Und vielleicht habe ich ja wirklich nicht mehr lange zu leben ...

Na, anscheinend haben die beiden jetzt genug. Wie lange ist das her, dass sie in Sandras Zimmer verschwunden sind? Dolors weiß es nicht genau, aber es hat lange gedauert, eine halbe Ewigkeit, und gleich werden sie herauskommen, und er wird gehen.

Oder doch nicht? Nein, er geht noch nicht, sie hört die beiden im Flur reden.

»Komm, ich stell dir meine Oma vor.«

Ihre Enkelin kommt ins Wohnzimmer, gefolgt von einem Jungen, der im gleichen Alter sein muss wie sie, allerdings um einiges größer ist und so satt und zufrieden aussieht, als hätte er soeben eine riesige Portion Erdbeeren mit Schlagsahne verdrückt. Arme Sandra, wann wird sie merken, dass die Männer von einem jungen Mädchen nur das eine wollen ...

»Oma, ich möchte dir gern Jaume vorstellen ... Jaume, das ist meine Oma.«

Sandra hat deutlich gesprochen, und auch ziemlich laut. Jaume tritt nun näher und gibt ihr die Hand. Dolors drückt sie lächelnd. Seine Hand ist groß und warm, ihre hingegen klein, knochig und kalt, was der Junge wohl von ihr denken mag? Liebend gern würde sie jetzt sagen, aber Sandra, was stellst du diesem jungen Mann eine so alte Frau wie mich vor, und würde dann einen Scherz über früher machen, um ihre Verlegenheit zu überspielen, doch sie kann ja kein verständliches Wort mehr herausbringen, weshalb sie ihn – Gottchen, er ist ja noch so feucht hinter den Ohren – noch einmal anlächelt und dann den Kopf zu ihrer Enkelin dreht.

Die nimmt jedoch nichts anderes mehr wahr als ihren Jaume, das sieht ein Blinder mit Krückstock. Sie ist bis über beide Ohren verliebt und in diesem Moment der festen Überzeugung, in der besten aller Welten zu leben, wie dieser Crèdul von Voltaire ... oder Confiat ... ach nein, wo hast du bloß deinen Kopf, Dolors, Candide hieß der! Gern würde sie ihr jetzt zuraunen, Mädchen, siehst du nicht, dass dein Jaume dich nicht auf die gleiche Art anschaut wie du ihn? Dass er bloß vor Begierde brennt? Er ist ein Mann!

Doch selbst wenn sie noch sprechen könnte, hätte es keinen Zweck, Sandra würde genauso weitermachen und sich noch dazu über sie ärgern, so wie Leonor seinerzeit, als sie sie zu überzeugen versucht hatte, dass Jofre nicht der Richtige für sie war. Dolors hatte es nämlich schon drei Meilen gegen den Wind gerochen, dass er nur auf der Suche nach einem billigen Dienstmädchen war, das ihm pünktlich das Essen auf den Tisch stellte und seine Hemden bügelte, damit er in aller Ruhe über die Erschaffung des Univer-

sums und Russells Weltanschauung sinnieren konnte. Das ist nicht wahr, Mama!, hatte Leonor damals heftig widersprochen, die Zeiten haben sich geändert, es ist nicht mehr so wie bei dir und Papa, heutzutage sind wir frei, Mann und Frau haben die gleichen Rechte, und jeder hilft dem anderen. Nie zuvor hatte Dolors einen solchen Blödsinn gehört. Ein Philosoph des Widerstands sei er, so oder so ähnlich hatte Leonor ihr Jofre vorgestellt. Solch eine Vergötterung hatte Dolors noch nie erlebt, Leonor hatte definitiv den Verstand verloren. Du liebe Zeit, Kind, mach die Augen auf, hatte sie geschimpft, ja sie sogar an den Schultern gepackt und geschüttelt, doch es hatte alles nichts genützt: Dieser Jofre, der jetzt der Herr der Wohnung ist, in der sie den ganzen Tag untätig in der Ecke sitzen muss, hatte Leonor so gründlich den Kopf verdreht, dass ein gutes Stück von ihr verloren ging, wenn nicht die ganze Leonor, denn das, was noch übrig ist, ist eine andere Frau. Es ist Dolors unbegreiflich, dass ein Mensch sich derart ändern kann, wenn er wegen eines solchen Dummkopfs den Verstand verliert, denn so etwas war ihr in ihrem Leben nie passiert.

Obwohl ... vielleicht ja doch. Nur war er alles andere als ein Dummkopf.

Sandra zieht nun mit ihrem Jaume ab, jetzt, da sie ihn vorgestellt hat. Schon komisch, dass sie das überhaupt getan hat, sie verschwendet sonst nie einen Gedanken daran, dass die Oma den lieben langen Tag in ihrer Ecke sitzt und vor Langeweile fast vergeht. Wie gut, dass ihr das mit dem Pullover eingefallen ist, sie hat furchtbar große Lust, ja kann es kaum erwarten, schöne flauschige Wolle zwischen ihren Fingern zu spüren. Traumhaft schön wäre ja Kaschmir oder Angora, aber das feine, weiche Garn können ihre

alten Finger nicht mehr gut verarbeiten. Aber Merinowolle muss es dann schon sein, und mit der kann man ja richtig schöne Muster stricken ...

Ach herrje, auf einmal fällt Dolors ein, dass sie versäumt hat, auf Sandras Maße zu achten. Nein wirklich, dass sie diese Gelegenheit verpasst hat! Und das bloß, weil sie sich Gedanken gemacht hat, ob dieser Jaume zu ihrer Enkelin passt oder nicht. Wissen kann man das zu diesem Zeitpunkt ohnehin noch nicht, die beiden entwickeln sich ja noch, und erwachsen sind sie noch lange nicht, auch wenn sie das natürlich meinen. Sie sind in einem Alter, in dem man glaubt, die ganze Welt stünde einem offen, man wüsste bereits über alles Bescheid und ließe sich von keinem mehr ein X für ein U vormachen. Und gerade weil sie so denken, passiert ihnen das häufiger als sonst jemandem. Die Ärmsten.

Sie selbst war auch erst mit vierzig richtig erwachsen geworden. Erst als Teresa und Leonor schon größer waren, war sie auf die Idee gekommen, die Scheuklappen abzulegen und sich umzuschauen. Erst nach dreizehn langen Ehejahren, in denen sie, wie alle selbstlosen Gattinnen und Mütter, nichts anderes im Blick gehabt hatte als ihren Mann und ihre Kinder, hatte sie festgestellt, dass die Welt sich drehte und sogar so dreist war, dies auch ohne sie zu tun. Und das war schlimm: Wie sie dreizehn Jahre lang so wenig Frau hatte sein können, so wenig Mensch, das ist ihr bis heute unerklärlich. Dolors muss über sich selbst lachen. Damals war sie alt gewesen, nicht heute. Im Grunde war sie von dem Tag an alt gewesen, als Eduard sie fragte, ob sie ihn heiraten wolle, und aus seiner Hosentasche einen Ring mit einem dicken Brillanten zog, einem Solitär, der sie so sehr geblendet hatte, dass sie für lange Zeit wie behext von

seinem Anblick war; funkelnde Edelsteine kennen nun mal kein Erbarmen, sie blenden einen dermaßen, dass man nichts anderes mehr sehen kann.

Verlegen hatte Eduard seinen Hut in der Hand gedreht und war bei der Frage: Willst du mich heiraten? – wobei er das letzte Wort vor lauter Nervosität nur noch krächzen konnte – über und über rot geworden, nachdem er zuvor ganz bleich gewesen war, kreidebleich. Belustigt hatte Dolors gedacht, auweia, der kippt mir gleich um, aber das war natürlich noch vor dem Brillanten gewesen. Als in seinen zitternden Händen dann der Ring zum Vorschein kam, war es um Dolors geschehen gewesen, und nach allem, was geschehen war, wollte es eine Menge heißen, dass er ihr einen so wertvollen Diamanten schenkte.

Als sie sich viele Jahre später eingestand, dass der Ring sie geblendet hatte, hätte sie sich am liebsten ihren Kopf gegen die Wand geschlagen – bis sie bei Leonors Heirat feststellte, dass wohl doch nicht der Ring verantwortlich war, denn Leonor hatte von Jofre keinen bekommen und war dennoch genauso blind gewesen. Also musste es etwas anderes sein, das Frauen zu einem bestimmten Zeitpunkt im Leben blendete und sie veranlasste, wie ein dusseliges Huhn Ja zu sagen und blindlings die größte aller Dummheiten zu begehen, selbst wenn es dafür einen guten Grund und jede Rechtfertigung der Welt gab. Und jetzt musste sie mit ihren fünfundachtzig Jahren mit ansehen, wie nun offensichtlich Sandra an der Reihe war. Wer hätte das gedacht, Dolors, manche Dinge ändern sich einfach nie.

Sandra und ihr Verehrer sind nun endlich fort. Vor dreißig Jahren ging Leonor mit ihrem Jofre genauso ein und aus, sie vorneweg und er hinterdrein, mit einem Gesicht

wie sieben Tage Regenwetter, ohne »Guten Tag« oder »Auf Wiedersehen« zu sagen. Siehst du nicht, dass er keine Manieren hat und dich an der Nase herumführt?, hatte Dolors sie zu warnen versucht, immer und immer wieder, aber ihre Jüngste war wie mit Dummheit geschlagen.

Sie hatte sich damals so modern gegeben, mit all den Blumen, der »freien« Liebe und dem ganzen Gedöns, doch das Leben war auch in ihrem Fall seinen eigenen Gesetzen gefolgt. Anscheinend müssen wir alle das Gleiche durchmachen, sinniert Dolors nun, während sie sich unter dem linken Auge kratzt, wo es sie auf einmal wieder juckt, du hast da eine Allergie, Mama, hat Leonor ihr erklärt, worauf Dolors nur dachte, das fehlt mir gerade noch zu meinem Glück, eine Allergie, eine dieser Modekrankheiten! Immerhin hat sie keine Depression, die andere Modekrankheit, oder gar Magersucht, woran ihre Sandra leidet. Das gelegentliche Jucken am Auge, das hat sie erst seit dem Schlaganfall. Es ist nur eine kleine Stelle, aber die macht sie ganz kribbelig, sodass sie sich kratzen muss, bis die Haut ganz rot ist. Hinterher schimpft sie der Erstbeste, der nach Hause kommt: Hast du dich etwa schon wieder gekratzt, Oma? Wie oft sollen wir dir noch sagen, dass du es damit nur noch schlimmer machst? Dir ist wirklich nicht zu helfen. Sogar der Schwachkopf von Jofre tadelt sie, dabei hat *der* sie nun wirklich nicht zurechtzuweisen, da es ihm doch selbst an jeglicher Erziehung fehlt, und er kommt und geht ohne ein Wort. Ein Glück, dass Leonor ihren Kindern beigebracht hat, sich anständig zu benehmen.

Immerhin hat sich ihr Schwiegersohn irgendwann die Haare schneiden lassen. Als junger Mann hatte er sie lang getragen, sie manchmal sogar zu einem Pferdeschwanz zu-

sammengebunden. Leonor hatte ihn in dem katholischen Jugendzentrum des Viertels kennengelernt, in das Dolors sie geschickt hatte, als sie merkte, dass die Nonnen ihre Jüngste zu einem verklemmten Fräulein machten. Leonor war schon immer leicht beeinflussbar gewesen und stets mit dem Strom geschwommen, mal hierhin und mal dorthin. Teresa war da ganz anders, sie hatte von jeher klare Leitbilder gehabt, zum Teil zwar recht merkwürdige, aber immerhin. Und sie hatte Eduard die Stirn geboten.

Alles begann damit, dass sie ihm verkündete, sie wolle nicht Sekretärin werden, sondern Literaturwissenschaft studieren. Das war für ihren Vater der erste Schock gewesen. Den zweiten versetzte sie ihm mit ihrem Entschluss, sich dem Widerstand gegen Franco anzuschließen. Selbstredend verstand sie sich gleich mit Jofre. Doch geheiratet hat ihn Leonor, und nicht sie – denn Teresas dritter Schlag in Eduards Nacken war die Mitteilung, sie sei lesbisch. Wenn sie daran zurückdenkt, läuft Dolors noch heute ein Schauer den Rücken hinunter. Teresas Geständnis hatte sie damals wirklich erschüttert, und sie hätte gern darüber geredet und es zu verstehen versucht. Doch Eduard hatte nicht lange gefackelt. Teresa sei keine Frau, allerhöchstens ein unfertiges Stück Mann, hatte er gebrüllt. Die beiden hatten sich so laut angeschrien, dass die Wände wackelten. Leonor war damals noch nicht einmal in der Pubertät gewesen und hatte mit offenem Mund zugehört, ohne auch nur das Geringste zu verstehen. Dolors hatte sie deshalb schnell gepackt und in ihr Zimmer geschoben, um das Gefühlschaos, das in dem armen Kind toben musste, nicht noch größer werden zu lassen, weil es nicht wusste, auf wessen Seite es sich schlagen sollte.

An jenem Tag schrien Eduard und Teresa aufeinander ein wie noch nie zuvor im Leben. Dolors stand nur schweigend dabei, denn ihr Verstand war nach Teresas Offenbarung wie gelähmt gewesen. Ihr Bekenntnis hatte sie allerdings nicht nur erschüttert, sondern auch ihre Neugier geweckt: Wie konnte das sein, dass Teresa in den Männern nur den Kameraden und nicht den Mann sah, so wie sie? Heilige Muttergottes, Teresa lesbisch, die eigene Tochter! Das häusliche Gewitter endete mit einem Blitzschlag, der die Bemühungen vieler Jahre zunichtemachte: Eduard warf Teresa hochkant hinaus.

Aber sie war ja ohnehin kaum noch zu Hause gewesen, und an den Wochenenden schon gar nicht. Zwar nahm Eduard sie jeden Sonntagabend ins Verhör, wo sie sich herumgetrieben habe, doch Teresa schwieg eisern, was ihren Vater stets noch mehr in Rage brachte. Das Kind entgleitet uns, seufzte er anschließend im Schlafzimmer, wenn wir nicht aufpassen, gerät es auf die schiefe Bahn. Jetzt mach aber mal halblang, hatte Dolors eingewandt, so schlimm wird es sicher nicht kommen. Du wirst schon sehen, hatte er nur düster erwidert.

Am Abend von Teresas Erklärung ihrer sexuellen Neigungen hatte Eduard Dolors dann angefaucht: Siehst du, ich hab's dir ja gesagt, dass sie uns entgleitet, wir haben sie verloren, sie ist nicht mehr unsere Tochter. Das waren die letzten Worte gewesen, die er über Teresa verlor. Über Teresa, die eine Viertelstunde vorher die Wohnungstür hinter sich zugeknallt hatte, denn sie hatte natürlich auf Eduards großmütige Erlaubnis gepfiffen, noch eine Nacht zu Hause zu schlafen, da man zu dieser späten Stunde ja niemanden mehr auf die Straße setzen könne. Trotz allem wollte Edu-

ard nämlich noch als barmherzige Seele dastehen, stolz, aber dennoch voller Verständnis für die Not anderer. Es war wirklich nicht zu fassen!

Aber er hatte dabei etwas Entscheidendes vergessen: Teresa war noch stolzer und starrsinniger als er. Genau darum hatte sie ihrem Vater auch das mit ihren sexuellen Vorlieben an den Kopf geworfen, denn sie wollte seinen Stolz verletzen, und sie wusste genau, dass sie ihm damit den Todesstoß versetzen würde. Dolors seufzt. Die beiden waren einfach einer wie der andere gewesen. Eduard war zwar ein Rechter gewesen und Teresa eine Linke, doch ihre politische Gesinnung spielte eigentlich keine Rolle, denn sie waren beide aus dem gleichen Holz geschnitzt, und jedes Mal, wenn Teresa sie besuchen kommt, glaubt sie, wieder Eduard vor sich zu sehen.

Ich habe nicht die geringste Absicht, hier noch zu übernachten, das habe ich absolut nicht nötig, hatte ihre Älteste an jenem Abend mit einem herablassenden Lächeln erklärt, war dann erhobenen Hauptes in ihr Zimmer stolziert und hatte ihre Sachen in eine Sporttasche gepackt, während Dolors sie vergebens zum Bleiben zu überreden versuchte, am helllichten Tag sähen die Dinge ganz anders aus und sie könnten dann ganz sicher noch einmal mit dem Vater darüber reden. Doch Teresa stopfte nur unbeirrbar ihren Schlafanzug, Hosen, Blusen und Unterwäsche in die Tasche, sagte zu ihrer Mutter, ich ruf dich an, bevor ich den Rest hole, gab ihr einen Kuss, streichelte ihre Wange und verschwand dann mit den Worten: Mach dir keine Sorgen, Mama, mach dir um mich bloß keine Sorgen.

In jener Nacht hatte Dolors ihren Mann auf Knien angefleht, er könne das Kind doch nicht auf der Straße ste-

hen lassen. Aber Eduard hatte keine älteste Tochter mehr, er hatte sie verstoßen. Am Ende hatte sich Dolors deshalb vom Boden erhoben, hatte ihre Tränen abgewischt und resolut verkündet: Dann gehe ich eben mit ihr! Und da hatte Eduard ihr den grausamen, abgrundtief bösen Dolchstoß versetzt. Teuflich hatte er aufgelacht: Du willst ihr hinterherlaufen? Mach dich nicht lächerlich, Dolors. Sie wird dich auf der Stelle heimschicken, weil sie ihren eigenen Weg gehen will.

Damit hatte Eduard leider recht, und so war Dolors geblieben. Nach dieser Szene herrschte zwischen ihnen jedoch Schweigen, ein tage-, wochenlanges Schweigen, das zur Demarkationslinie zwischen der Vergangenheit und der Zukunft wurde, zu einer unüberwindlichen Grenze. Irgendwann hatte Teresa dann noch ihre restlichen Sachen geholt, ich ziehe zu ein paar Freundinnen, Mama, hatte sie ihr erklärt, ich habe Arbeit gefunden und studiere nebenher, mach dir keine Sorgen, sobald ich Telefon habe, gebe ich dir meine Nummer.

Teresa und Eduard waren beide wirklich willensstark. In letzter Zeit denkt Dolors immer öfter, dass sie wohl Eduard statt Antoni gewählt hatte, weil er einen so starken Charakter hatte, nur deshalb, nicht wegen des Geldes. Dass sie ihn heiratete, weil er wie ein Fels in der Brandung war und ihr so eine Stärke verlieh, die sie selbst nicht besaß. Weil er für sie eine schützende Mauer zwischen ihrer Verletzbarkeit und der Welt darstellte. Diese Mauer war mit der Zeit jedoch immer dicker geworden. Und als Teresa ausgezogen war, wurde ihr klar, dass etwas geschehen musste, und zwar schnell, denn die Situation war nicht mehr länger auszuhalten.



Das Bündchen

»Nein, Mònica. Nein, ich hab es ihr noch nicht gesagt ...
Wenn ich es dir doch sage, Mònica, ich ...«

Zwar telefoniert Jofre vom Schlafzimmer aus und spricht sehr leise, aber sie kann ihn dennoch gut verstehen. Taub ist Dolors schließlich nicht. Bloß weiß sie später meistens nicht mehr so genau, wann sie was gehört hat. Aber das ist das geringste Problem, schließlich ist es egal, wann sich etwas zugetragen hat, entscheidend ist, dass es passiert ist.

Schau, du packst einfach alles schnell in diese Tüte, wenn du Sandra nach Hause kommen hörst, und schiebst sie unter deinen Sessel, hatte Leonor zu Dolors gesagt. Und sollte sie dich fragen, was da drin ist, sagst du einfach, das seien Sachen von dir aus deiner Wohnung. Aber ich glaube nicht, dass sie was merkt, auf so was achtet sie eigentlich nicht.

Außer auf ihren Liebsten achtet Sandra auf gar nichts, den Jungen mit der warmen Hand, den sie der Familie nicht vorstellt, weil sie vermutlich Angst hat, dass er euch nicht passt, hätte Dolors Leonor am liebsten geantwortet, aber es ging natürlich nicht. Wolle, Stricknadeln, Schere und die Zeitschrift mit dem Muster kann sie jedenfalls seelenruhig in der Plastiktüte verstecken, ohne befürchten zu müssen, dass ihre Enkelin sie entdeckt.

Letztlich war es doch nicht so schwer gewesen, Leonor ihr Vorhaben zu erklären. Nach langem Hin und Her, was für ein Muster sie nehmen sollte, hatte sie schließlich mit zittriger Hand auf einen Zettel gekrakelt: »Ich möchte Sandra mit einem selbstgestrickten Pullover überraschen. Könntest du mir dafür bitte Wolle und Stricknadeln besorgen?« Den hatte sie ihrer Tochter unauffällig zugesteckt, zusammen mit ihrer Zeitschrift, in der sie die Strickanleitung angemerkt hatte.

Die Wolle ist sehr weich und hat wirklich schöne kräftige Farben: Blau, Gelb und Grün. Leonor hat eine gute Wahl getroffen, das muss man ihrer Jüngsten lassen. Sie hat einen guten Geschmack, und seit sie die jugendliche Phase mit den Schlabberpullovern hinter sich hat, ist sie stets schick gekleidet.

»Ich muss Schluss machen, ich bin nicht allein ... Ich dich auch. Küsschen.«

Klick. Jofre hat aufgelegt.

Dolors stockt der Atem. Was hat sie da gerade gehört? Ich dich auch? ... Für gewöhnlich ist das die Antwort auf ein »Ich liebe dich«: Millionen von Liebenden aller Altersklassen, Lebensformen und Neigungen reagieren mit genau diesen Worten! Hat Jofre eine Geliebte? Auf jeden Fall hat ihr Schwiegersohn etwas zu verbergen, sonst hätte er nicht so leise gesprochen, diese Mònica muss für ihn also eine überaus interessante Person zu sein ...

»Na, wie geht's uns denn heute, Dolors?«

Dolors zuckt zusammen: Jofre hat ihr die Frage geradezu ins Ohr geschrien. Sie hat ihn vor lauter Nachdenken gar nicht ins Wohnzimmer kommen hören. Schnell lächelt sie und hebt den Daumen, wie sie das bei ihren Enkeln ge-

sehen hat. Was ihren Schwiegersohn wohl sehr amüsiert, denn er muss laut darüber lachen.

Schon merkwürdig, denkt Dolors, alle haben die Manie, sie anzuschreien, als wäre sie seit ihrem Schlaganfall nicht nur verstummt, sondern auch schwerhörig geworden, anscheinend besteht für sie da ein direkter Zusammenhang. Dabei hat das eine mit dem anderen nicht das Geringste zu tun! In gewisser Hinsicht ist es aber gut, dass ihre Familie so denkt, denn auf diese Weise bekommt sie unglaublich viele Dinge mit, die sie sonst nie erfahren hätte. Du hast also eine Geliebte, hätte Dolors Jofre jetzt am liebsten auf den Kopf zugesagt. Wer ist diese Mònica? Wahrscheinlich ist sie eine Kollegin vom »Gymi«, wie Jofre die Schule salopp bezeichnet, an der er arbeitet, sodass er mit ihr über Bücher und seinen momentanen Lieblingsphilosophen palavern kann, diesen Nietzsche, über den man jahrzehntelang nicht reden durfte, weil er für alle ein rotes Tuch war, für die einen war er ein Nazi und für die anderen ein Marxist, da sollte sich einer noch auskennen.

Als sie vor dreißig Jahren merkte, dass Leonor dem langhaarigen Burschen unter keinen Umständen den Laufpass geben würde, hatte sie sich eines Tages zu den beiden gesetzt. Leonor war gleich dicht an ihren Jofre herangerückt und hatte seine Hand genommen. Für Philosophie habe ich auch eine Menge übrig, hatte Dolors gesagt und sich eine Zigarette angesteckt, denn früher hatte sie hin und wieder geraucht. Wen findest du gut? Welche Philosophen, meine ich. Um Zeit zu schinden, warf Jofre seine Haare theatralisch nach hinten, während Dolors ihn unverwandt ansah, mit einem dieser inquisitorischen Blicke, mit denen sie solche Hallodris wie ihn leicht aus der Fassung brachte.